

Leseprobe aus:

Farhan Samanani
Miteinander



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



Farhan Samanani

MITEINANDER

**Über das
Zusammenleben
in einer
gespaltenen Welt**

Aus dem Englischen
von Ulrike Kretschmer

Hanser Berlin

Die englische Originalausgabe erschien 2022 unter dem
Titel *How To Live With Each Other: An Anthropologist's Notes
on Sharing a Divided World* bei Profile Books Ltd. in London.

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27385-6

© Farhan Samanani, 2022

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2023 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Inhalt

Teil I: Stamm

Kapitel 1: Reisen	9
Kapitel 2: Nah und fern	41
Kapitel 3: Wir und sie	73

Teil II: Wurzeln

Kapitel 4: Wir, das Volk	107
Kapitel 5: Warten	144
Kapitel 6: Liebe und die Grenzen der Gleichheit	181

Teil III: Verflechten

Kapitel 7: Verzauberungen	211
Kapitel 8: Die Geschichte umschreiben	247
Kapitel 9: Neue Republiken	280

Anmerkungen	315
-------------------	-----

Literatur	338
-----------------	-----

Dank	365
------------	-----

Teil I

STAMM

Kapitel 1

REISEN

Wie können wir mit denen leben, die anders sind als wir? Diese Frage ist alt – und knifflig. Möglicherweise spiegelt sie das dringlichste Problem des einundzwanzigsten Jahrhunderts wider.¹ Seit einigen Jahren jagt eine Krise die nächste – sie alle sind durch Andersartigkeit bedingt. 2017 wird die junge Bürgerrechtsaktivistin Heather Heyer im US-amerikanischen Charlottesville von einem weißen Rassisten ermordet, während Sprechchöre »You will not replace us« (Ihr werdet uns nicht ersetzen) skandieren. Im Libanon und in der Türkei droht über 3,4 Millionen syrischen Geflüchteten, die seit 2011 in die beiden Länder strömten, die erneute Vertreibung, weil ihre Anwesenheit wachsenden Unmut erregt. 2019 bricht sich in Johannesburg die schwelende Feindseligkeit gegenüber Migrantinnen und Migranten in Ausschreitungen Bahn, die sich gegen von Einwanderern geführte Geschäfte und eine örtliche Moschee richten. 2015 erschießt Dylan Roof mehrere Besucher einer Kirche in South Carolina, die überwiegend von Schwarzen frequentiert wird. 2018 tut Robert Bowers es ihm in der Tree-of-Life-Synagoge in Pittsburgh gleich. 2019 tötet Brenton Tarrant einundfünfzig Menschen in einer Moschee im neuseeländischen Christchurch. Alle drei Attentäter, so stellt sich heraus, sind Mitglieder radikal-nationalistischer Bewegungen. 2018 werden in Polen in dem Versuch, das Land als bloßes Opfer darzustellen, Gesetze verabschiedet, mit denen man rigoros gegen jegliche Bezugnahme auf eine polnische Beteiligung am Holocaust vorgehen kann. In den vergangenen zehn Jahren sind zigtausend Geflüchtete im Mittelmeer ertrunken, während in den USA und in Frankreich fremdenfeindliche Gruppierungen Geld für Patrouillenschiffe sammeln, weil sie davon überzeugt sind, dass diejenigen, die sich auf ihrer Flucht über das Meer in Lebensgefahr begeben, die zivilisierte Welt bedrohen. Ganz offen verleihen sie ihrer Hoff-

nung Ausdruck, dass noch möglichst viele dieser Menschen im Wasser sterben.

Wir erzählen eine Geschichte: die Geschichte, dass Andersartigkeit stets eine Bedrohung in sich birgt. Ob sich diese Andersartigkeit nun auf die Hautfarbe, die Nationalität, die Religion, das politische Lager oder den kulturellen Hintergrund bezieht – die Geschichte, die wir erzählen, will uns weismachen, dass das Zusammenleben zwangsläufig bedrohlich ist, dass die Art, wie andere leben, möglicherweise unsere eigene untergräbt. Wir stellen uns Andersartigkeit als Gegensatz von Gewinnen und Verlieren vor: Gewinnen die anderen, verlieren wir. Wir erzählen diese Geschichte zwar nicht pausenlos, aber sie ist uralt und uns wohlvertraut, und sie hat sich im Laufe der Zeit in vielerlei Gestalten gezeigt. Sie haust in den Fundamenten der westlichen Demokratie, formt unsere Vorstellung von Staatsangehörigkeit, und die meisten Bürgerinnen und Bürger erzählen sie auf die eine oder andere Weise immer und immer wieder. Die einen vielleicht im Zusammenhang mit »Rasse« oder Migration, in der Annahme, Neuankömmlinge oder der wirtschaftliche Erfolg einer Minderheit gefährden die eigenen Interessen. Andere äußern sie vielleicht im Zusammenhang mit politischen Gegnern oder Andersgläubigen und nehmen an, die einzige Art, Menschen mit einer uns fremden Weltanschauung zu begegnen, sei Ablehnung und Widerstand.

Diese Erzählung ist ungeheuer mächtig – zum Teil weil sie so gut einstudiert ist. Wir wiederholen sie ständig, nicht nur in Worten, sondern auch in der Gestaltung unserer Städte, in den Regeln unserer Politik, in der Art und Weise, wie wir Informationen aufnehmen. Und obwohl ich von einer Geschichte, einer Erzählung spreche, bedeutet das nicht, dass sie unreal, dass sie fiktiv wäre. Im Gegenteil: Mit jedem neuen Erzählen wird sie wirklicher.

Die demokratische Welt ist derzeit in einem entscheidenden Umbruch begriffen. Einer groß angelegten Studie des Cambridge Centre for the Future of Democracy aus dem Jahr 2020 zufolge sind die meisten Einwohner demokratischer Staaten weltweit unzufrieden mit der Demokratie. In einer Vielzahl von Ländern, darunter Großbritannien, Südafrika,

Australien, Brasilien und die Vereinigten Staaten, hat der Glaube an die Demokratie einen noch nie dagewesenen Tiefstand erreicht.² Die Demokratien haben Schwierigkeiten im Umgang mit politischer Abweichung. In den einen nimmt die Polarisierung zu: Dort scheinen Konflikte immer unlösbarer, und die Wähler tendieren zu Extremen. In den anderen herrscht eine zunehmende Fragmentierung: Dort vervielfachen und vermischen sich Werte, Agenden und Gruppierungen.³ Unter der Oberfläche der offiziellen Politik splintern Vorstellungen von Wahrheit sowie die Möglichkeiten von Konsens und Kooperation. Die einzelnen Gruppen entwickeln zunehmend eigene Gewohnheiten des Medienkonsums, der Interaktion und der Verbindung untereinander und unterscheiden sich immer tiefgreifender voneinander.⁴ Selbst angesichts scheinbar globaler Ereignisse wie der Covid-19-Pandemie herrscht großflächig Uneinigkeit darüber, was wahr ist und was wir brauchen – über die Auslegung von Wissenschaft und Glaube, Fürsorge und Ausbeutung. Gepaart mit dem bröckelnden Vertrauen an die Demokratie und an das öffentliche Leben entwickeln die Unterschiede eine zunehmend explosive Eigendynamik. Antirassistische Bewegungen treffen auf erstarkende nationalistische Gruppierungen. Und beide wiederum geraten mit Politikerinnen und Politikern aneinander, die stur daran festhalten, dass es grundsätzlich nie ein Problem gegeben hat.⁵

Die Herausforderungen, vor die uns diese Umbrüche stellen, liegen auf der Hand. Weniger offensichtlich ist, wie es zu ihnen gekommen ist. Sind sie das unausweichliche Ergebnis einer immer vernetzteren und diverseren Welt? Oder sind sie letztlich das Ergebnis von Geschichten, die wir uns über uns selbst und die Welt erzählen?

Ich glaube, dass Letzteres der Fall ist. Entscheidend ist, wie wir uns Differenz vorstellen. Und in demokratischen Staaten herrscht seit Langem die Überzeugung vor – manchmal eher unterschwellig, manchmal ganz offenkundig –, dass Verschiedenheit und Andersartigkeit eine Bedrohung darstellen. So muss es aber nicht sein. Dieses Buch geht der Frage nach, wie die Geschichte, dass Andersartigkeit unweigerlich mit Konflikten einhergeht, entstanden ist. Wie sie von demokratischen Institutionen

und durch die Alltagsgewohnheiten ihrer Bürgerinnen und Bürger immer wieder durchgespielt wird. Vor allem aber beschäftigt sich dieses Buch damit, wie es manchen Menschen gelingt, andere Geschichten über Verschiedenheit zu erzählen und so die demokratische Tradition von innen heraus radikal umzugestalten. In diesem Buch geht es um die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft – um eine alte, bekannte Geschichte, die wir laufend wiederholen, aber auch darum, wie wir diese Geschichte neu schreiben könnten.

*

Das erste Mal kam ich nach Kilburn, um dort eine »Pop-Up University« zu besuchen. Eine Gruppe von Künstlerinnen, Architektinnen und Akademikern war zusammengekommen, um in einer Reihe von Veranstaltungen die Geschichte, Struktur und Politik dieser geschäftigen Ecke im Nordwesten Londons zu erkunden. Die beteiligten Künstlerinnen und Künstler, so vermute ich, konnten der Versuchung, die Szene ein wenig auszugestalten, nicht widerstehen: In der Mitte des großen Gemeinschaftstischs, an dem sich das Publikum versammelt hatte, befand sich ein kleines Stilleben aus Büchern, Nippes und Schwarz-Weiß-Fotografien des Viertels – alles hübsch auf schwarzem Stoff arrangiert. In der Mitte des Stillebens wiederum befand sich, ausgestellt wie die Bibel selbst, ein Klassiker der Architekturliteratur: *Eine Muster-Sprache*. Die Botschaft dieses Buchs und die der Vortragenden war eine ganz ähnliche: Orte definieren sich durch vertraute Muster – eine gewisse Anmutung der Läden und Häuser, bestimmte Gewerbe und Berufe, bestimmte Örtlichkeiten wie Parks, Kirchen oder Gemeindezentren, die die Menschen auf eine bestimmte Art und Weise zusammenführen. Eine Gemeinschaft zu bilden bedeutete, diese Muster zu erkennen, zu lernen, auf das Vertraute und Wesentliche zurückzugreifen, und die Elemente dann neu anzuordnen.

Nach dem Workshop spazierte ich etwas verblüfft die Kilburn High Road hinunter. Wenn es hier ein Muster gab, dann hatte ich Mühe, es zu erkennen. Die Schriftstellerin Zadie Smith ist ganz in der Nähe von Kil-

burn aufgewachsen, das Viertel diente ihr für mehrere ihrer Geschichten als Schauplatz und Inspiration. So beschreibt sie einen Spaziergang die High Road hinunter:

Polnische Zeitung, türkische Zeitung, arabische, irische, französische, russische, spanische, Nachrichten aus aller Welt. Das (geklaut) Handy entsperren, abgepackte Batterien kaufen, abgepackte Feuerzeuge, abgepacktes Parfum, Sonnenbrillen, drei für fünf Pfund, ein lebensgroßer Porzellantiger, goldene Wasserhähne. Spielcasino! [...] Ghettoblaster, einfach so. Einsamer Italiener in Slippers, verirrt, auf der Suche nach Mayfair. Tausendundeine Möglichkeit der Vermummung: das schwarze Ganzkörperzelt, das Gesichtsgitter, der bedeckte Hinterkopf, Louis-Vuitton-Logo, Gucci-Logo, gelbe Spitze, an der Sonnenbrille befestigt, kaum vorhanden, gestreift, bonbonrosa; kombiniert mit Jogginganzügen, hautengen Jeans, Sommerkleidern, Blusen, Hemdchen, Hippieröcken, Schlaghosen. Kein Zusammenhang mit den Diskussionen in den Zeitungen, im Parlament. [...] Die Araber, die Israelis, die Russen, die Amerikaner: Hier sind sie vereint im möblierten Penthouse, in der Privatklinik. Wenn wir genug Geld hinblättern, wenn wir die Augen zukneifen, dann braucht es Kilburn gar nicht zu geben. Gratismahlzeiten. Englisch als Fremdsprache. Da ist die Schule, in der sie den Direktor erstochen haben. Da ist das Islamic Centre of England, gleich gegenüber vom Queen's Arms Pub. Da versucht mal zu vermitteln, ihr Schiedsrichter vom Dienst!⁶

Die Kilburn High Road verläuft wie ein Rückgrat durchs Viertel, von Südosten nach Nordwesten; zu beiden Seiten zweigen Straßen ab und führen zu viktorianischen Reihensiedlungen, irrgartenähnlichen Sozialbauten oder imposanten Villen. Wie Smiths atemlose Beschreibung vermuten lässt, wimmelt es in Kilburn geradezu von Gegensätzen, die eine lange, vielschichtige Historie der Einwanderung und politischen Umbrüche widerspiegelt. Im späten neunzehnten Jahrhundert bot das Viertel irischen Familien, die der Hungersnot entkommen wollten, und Juden, die der

Verfolgung entkommen wollten, eine Zuflucht – Menschen, die andernorts unwillkommen waren. Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen Einwanderer aus den damaligen und vormaligen britischen Kolonien dazu, da es Großbritannien erheblich an Arbeitskräften mangelte und vieles neu aufgebaut werden musste. Angesichts der Vorurteile und Feindseligkeit, die den Neuankömmlingen entgegengebracht wurde, wandten diese sich häufig an informelle, von früheren Einwanderern etablierte Netzwerke bereitwilliger Vermieter und Arbeitgeber, um in der Stadt Fuß zu fassen.⁷ Dadurch lernten verschiedene Generationen von Einwanderern einander kennen, knüpften neue Verbindungen, erwarben ein neues Selbstverständnis, nahmen neue Lebensweisen an. Heute hat sich Kilburns Vielfältigkeit noch einmal gesteigert und zu dem entwickelt, was der Wissenschaftler Steven Vertovec »Superdiversität« nennt.⁸ Ältere jüdische, irische und karibische Einwanderer wohnen Seite an Seite mit jüngeren Zugezogenen aus Afrika, der EU und Südamerika, die andere Religionen, Sprachen, Anschauungen und Hoffnungen mitbringen.⁹ Kilburn ist nicht einfach nur ein Ort, wo die weiße britische Bevölkerung in der Minderheit ist. Es ist ein Ort, an dem keine einzelne Gruppe eine Vormachtstellung hat und wo selbst die Begrifflichkeiten, mit denen wir Diversität beschreiben, auszufransen scheinen.

Je mehr Migrationsgeschichten hier zusammenkommen, desto poröser werden vertraute Kategorien. Vielen, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Großbritannien kamen, hatte man in den Kolonialschulen und vonseiten der Behörden beigebracht, das Vereinigte Königreich als »Mutterland« zu sehen. Sie stellten sich das Migrieren teilweise als eine Art Heimkehr vor – eine Vorstellung, die durch die Tatsache gestützt wurde, dass sie als vollberechtigte britische Bürgerinnen und Bürger ins Land kamen. Als die *Empire Windrush* am 21. Juni 1948 mit den ersten Nachkriegseinwanderern aus Jamaika im Hafen einlief, titelte der Londoner *Evening Standard*: »WILLKOMMEN ZU HAUSE!«¹⁰ An dieses Gefühl der Verbundenheit und Zugehörigkeit erinnern sich die älteren indischen und jamaikanischen Einwanderer in Kilburn noch heute mit nostalgischer Wehmut.

1962 aber hob Großbritannien die automatische britische Staatsbürgerschaft der meisten kolonialen und postkolonialen Einwanderer wieder auf und verbrachte die darauffolgenden Jahrzehnte damit, dem Prozess der Einwanderung immer größere Restriktionen aufzuerlegen. Ein Großteil derer, die nach 1962 nach Großbritannien kamen, fiel in die Kategorie des »Familiennachzugs«; sie fühlten sich häufig nicht Kilburn als Ganzem verbunden, sondern lediglich ihrem individuellen Platz innerhalb eines relativ eng gefassten Netzwerks der Familie und der Gemeinde.

1981 ermöglichte es die britische Regierung, Einwohnern mit Migrationshintergrund die britische Staatsbürgerschaft zu entziehen – auch wenn diese in Großbritannien geboren und aufgewachsen waren –, wenn ihre Anwesenheit als »dem Wohl der Allgemeinheit nicht zuträglich« eingestuft wurde.¹¹ Heute haben junge Leute in Kilburn, die Kinder oder Enkel von Einwanderern, Schwierigkeiten damit, genau zu benennen, was es für sie bedeutet, britisch zu sein. Sie fühlen sich in Kilburn, London, Großbritannien zu Hause, sind sich gleichzeitig aber auch der Tatsache bewusst, dass ihnen im Gegensatz zu ihren weißen britischen Nachbarn diese Wurzeln jederzeit geraubt werden können. Die vielschichtigen Hintergründe der Migration und Staatsbürgerschaft formen ganz eigene Zugehörigkeits- und Identitätsgefühle sowie unterschiedliche Lebensweisen. Sie machen es schwierig, über Diversität allein anhand von nationalen Ursprüngen zu reden, als bildeten alle aus der Karibik, aus Brasilien, aus China oder irgendeinem anderen Land Eingewanderten einheitliche, gleichgesinnte Gruppen.

Die hohe Diversität, die sich durch Kilburn zieht, ist aber nicht einfach ein Ergebnis der Migration. Kilburn ist von wohlhabenden Vierteln umgeben und deshalb ein Flickenteppich verschiedener Klassen, Professionen und Verhältnisse – von Geflüchteten bis zu Arbeitskräften im Einzelhandel, von finanzstarken Anlagebankiers bis zu prekär lebenden Künstlern. Immer neue Formen der Diversität tauchen auf, überschneiden einander und fallen in sich zusammen. Schulkinder erzählen sich Witze in einem Mix aus Hip-Hop-Englisch, Somali, jamaikanischem Patois, Arabisch und Cockney. Inmitten einer Großwohnsiedlung, die zu

den ärmsten Großbritanniens zählt, finden sich in einer kleinen Sackgasse ehemalige Stallungen, die in moderne Eigenheime umgewandelt für über eine Million Pfund den Besitzer wechseln. In Straßen mit viktorianischen Reihenhäusern aus rotem Backstein leben einerseits reiche Privatbesitzer und andererseits Geflüchtete in umgebauten Wohnungen. In den Büros einer Wohltätigkeitsorganisation für lateinamerikanische Einwanderer treffen Tanzgruppen und Anti-Sparpolitik-Aktivisten aufeinander; in einem Gemeindezentrum mischen sich Heimunterrichtsfamilien mit Künstlern und trendigen jungen Muslimen. Eine anglikanische Kirche beherbergt in ihrem prächtigen Mittelschiff eine Post, ein Café und eine Kita.

Unser vernetzter Planet ist kein Kind der Gegenwart, sondern eines der Kolonialära. Nach einer Begutachtung der Kilburn High Road schrieb die berühmte Geografin Doreen Massey einst: »Es ist unmöglich – oder sollte es sein –, an die Kilburn High Road zu denken, ohne dabei gleichzeitig an die halbe Welt und einen beträchtlichen Teil britischer Imperialgeschichte zu denken.«¹² Es ist zwar nicht immer so offensichtlich wie in Kilburn, doch finden sich überall dort, wo Einwanderergemeinschaften in Europa Wurzeln geschlagen haben, auch Spuren der Kolonialgeschichte. Durch das gesamte neunzehnte und bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert hinein erlebte Europa einen wahren Migrationsboom, als Europäer ihre Heimat verließen, um ihr Glück in kolonialisierten Ländern in ganz Süd- und Nordamerika, Afrika sowie Asien zu suchen. Viele andere wurden als Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen deportiert. Zu Spitzenzeiten im frühen zwanzigsten Jahrhundert verließen jährlich annähernd 1,4 Millionen Menschen Europa.¹³ Gemessen an der europäischen Gesamtbevölkerung lässt diese Abwanderung die Migration heutzutage winzig erscheinen; sie hat die Welt in tiefgreifender Weise geprägt.¹⁴

Damit verbunden war der Sklavenhandel. Zwischen 1450 und 1900 wurden 11,3 Millionen afrikanische Sklaven mit dem Schiff über den Atlantik nach Nord- sowie Südamerika und auf die Westindischen Inseln gebracht. Zwischen 800 und 1900 wurden weitere 7,2 Millionen Sklaven durch die Sahara transportiert, 2,4 Millionen über das Rote Meer ver-

schiff und 2,9 Millionen aus Ost- nach Nordafrika, in den Nahen Osten oder nach Asien gebracht. Einen düsteren Höhepunkt erreichte der Sklavenhandel in den 1790er-Jahren, nachdem europäische Siedler ältere, von den Arabern beherrschte Sklavenhandelsrouten übernommen hatten. Mit zunehmender kolonialer Expansion und Gier stieg auch die globale Nachfrage nach Sklaven.¹⁵ Andere Formen des Handels sowie der Zwangsarbeit spielten ebenfalls eine Rolle bei der Ent- und Neubesiedelung der Welt – so kamen somalische Seeleute ins viktorianische Cardiff, Schwarze Unterhaltungskünstler an den Hof Elisabeths I. und Inder sowie Chinesen als Arbeiter in die Karibik. Abgesehen von diesen weltumspannenden Bewegungen löste der Kolonialismus auch Migrationen anderer Art aus: Koloniale Eroberungszüge verwüsteten Städte und Dörfer, zogen auf europäischen Rivalitäten basierende Grenzen durch weit entfernte Kontinente und schufen neue Zentren der wirtschaftlichen Aktivität und Macht – was Migrationen in großem Ausmaß und eine Durchmischung in den Kolonialgebieten zur Folge hatte.

Diese Umwälzungen schufen neue Verbindungskanäle zwischen den Menschen und Kulturen in der gesamten kolonialisierten Welt und denen in Europa. Durch die Kreisläufe des Transports, der Kommunikation, der Finanzen, des Handels, der Bürokratie und Regierungsangelegenheiten sowie durch missionarische Bewegungen und den weltweiten Austausch von Waren entstand eine hochvernetzte Welt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde aus diesen Verbindungen das Fundament eines neuen Zeitalters der Migration. Während viele aus der Heimat vertriebene oder ums Überleben kämpfende Europäer nach Amerika auswanderten, versuchten die Einwohner kolonialer oder postkolonialer Länder in Europa ein besseres Leben zu finden. Ähnlich wie in Kilburn führte die Notwendigkeit eines Neuaufbaus ganzer Nationen, darunter Großbritannien und Frankreich, zu regelrechten Anwerbungskampagnen aus damaligen und vormaligen Kolonien. Menschen aus Vietnam und Nordafrika zogen nach Frankreich, Indonesier in die Niederlande und Inder, Pakistani sowie Einwohner des afrokaribischen Raums nach Großbritannien. In Ländern wie Westdeutschland und den

Niederlanden hatten der wirtschaftliche Aufschwung und gleichzeitige Mangel an Arbeitskräften in den 1960er-Jahren internationale Rekrutierungsprogramme zur Folge, die Gastarbeiter etwa aus der Türkei oder Marokko ins Land brachten.

Von diesen Ausgangspunkten aus ist die Migration nach Europa ebenso wie die nach Nordamerika zunehmend diverser geworden. Seit 1960 ist der Anteil internationaler Migranten weltweit annähernd gleich geblieben, er liegt bei rund drei Prozent.¹⁶ Heute stammen diese Menschen allerdings aus einer zunehmend diversen Bandbreite an Ländern und Regionen und haben ganz unterschiedliche Vorgeschichten.¹⁷ In manchen Fällen sind einstige Kolonialländer und -metropolen, in denen zukünftige Migranten auf der fortwährenden Suche nach einem besseren Leben einige Monate oder Jahre lang Station machen, zu Drehkreuzen und Schmelztiegeln neuer Identitäten geworden. In anderen Fällen hat die Migration zu einem langsamen Wohlstandsanstieg in den Herkunftsländern beigetragen, da die Ausgewanderten ihren zu Hause gebliebenen Verwandten Geld schicken oder in ihr Heimatland zurückkehren und dort Häuser bauen oder Geschäfte gründen. Umgekehrt kann sich durch die wirtschaftliche Entwicklung ein immer breiteres Spektrum an Menschen die kostspielige Reise ins Ausland leisten. Zu guter Letzt haben, ebenso wie damals in den 1960er-Jahren, als europäische Staaten Verbindungen zu neuen Nationen knüpften, um besser an billige Arbeitskräfte heranzukommen, auch jüngere ökonomische Veränderungen wie der Zerfall der Sowjetunion, die rasante Industrialisierung Chinas und die Erweiterung der EU neue Zuwanderungsrouten eröffnet. Alles in allem haben diese Umwälzungen die Migration nicht beschleunigt, sie aber vielfältiger gemacht und insbesondere die Herkunft der Zuwanderer diversifiziert. So sehen sich die Menschen, die an Orten mit vielen niedergelassenen Zuwanderern leben, heute häufig mit einem immer vielschichtigeren Kaleidoskop an Unterschieden konfrontiert.

Derzeit ist die Welt beständigen Veränderungen unterworfen, und Orte wie Kilburn lassen erahnen, wie sie in Zukunft wohl aussehen wird. Um das Jahr 2045 herum wird es wahrscheinlich mehr nicht-weiße Ame-

rikaner als weiße Amerikaner geben.¹⁸ Selbst wenn Großbritannien strikte Zuwanderungsbeschränkungen durchsetzt, wird sich die nicht-weiße Bevölkerung des Landes zwischen 2016 und 2061 vermutlich verdoppelt haben und von 17,5 auf 35,6 Prozent gestiegen sein.¹⁹ Möglicherweise werden sich diese Prognosen zwar nicht national bewahrheiten, auf große, global vernetzte Städte aber könnten sie durchaus zutreffen.²⁰ Unabhängig davon, wo wir leben, kommen wir durch das Internet sowie durch globalen Handel und globale Medien heute schon fast alle regelmäßig mit Andersartigkeit in Kontakt – mit anderen Kulturen, anderen Standpunkten, anderen religiösen Überzeugungen und anderen Arten zu leben. In der Folge scheinen sich die Einwohnerinnen und Einwohner, wer auch immer sie sind, immer weiter auseinanderzuleben oder zumindest immer stärker zu individualisieren. In ihrem 1984 veröffentlichten Buch *Eight London Households* ging die Anthropologin Sandra Wallman der Frage nach, wie Londoner Familien in den Achtzigern lebten. Sie fand heraus, dass die Haushalte, die sie untersuchte, durch ein starkes, in ihrer unmittelbaren Umgebung wurzelndes Gefühl der Identität und Zugehörigkeit zusammengehalten wurden. 2013 publizierte der deutsche Soziologe Jörg Dürrschmidt eine Aktualisierung von Wallmans Studie, in der kaum noch von gemeinsamen örtlichen Wurzeln die Rede war. Stattdessen kultivierten Dürrschmidts Londoner ein ausgeprägtes Gefühl persönlicher Identität. Sie griffen auf die diversen Angebote der Stadt zurück und gestalteten sich so einen höchst eigenen Lebensstil.²¹

An Orten wie Kilburn beeinflussen sich Unterschiede hinsichtlich Nationalität, Sprache, Einkommen, Lebensstil, Beruf, Generation, Geschlecht, Geschichte, Bildung, Klasse, Sexualität, sozialer Kreise, Ethnie und Religion alle gegenseitig. Und obwohl es diese überwältigende Diversität schwierig macht, ein gemeinsames Muster zu erkennen, bedeutet das nicht, dass Kilburn durch die Diversität auseinandergerissen würde. Nein, hier changiert die Andersartigkeit im Alltag der Menschen zwischen normal und seltsam, zwischen bereichernd und mühsam.

Einige Monate nach meinem ersten Besuch, ich lebte nun selbst in Kilburn, fand ich mich eines grauen Dezembernachmittags in einem Gar-

tencenter wieder, wo ich mir meinen Weg zwischen Plastikweihnachtsbäumen hindurchbahnte. Ich war mit Paddy und Daisy dort, zwei alten Freunden, die beide mit Mitte zwanzig nach Kilburn gezogen waren – Paddy aus Irland und Daisy aus einem kleinen englischen Dorf. Daisy war inzwischen über neunzig, Paddy rüstige neunundsiebzig. Das Paar kannte sich seit Jahrzehnten, über einen Mieterbund, den Daisy für die Bewohnerinnen und Bewohner ihres Hochhauses mitgegründet hatte. Der nachmittägliche Ausflug war vom »Freundschaftsclub« einer örtlichen Kirche organisiert worden, den Daisy regelmäßig besuchte. Die Fahrt zum Gartencenter war eine Art jährliches Ritual, bei dem sich die Leute den Christbaumschmuck ansahen, ein paar Worte mit dem Weihnachtsmann wechselten und sich anschließend bei einer Tasse Tee oder Glühwein in einem Café niederließen. Paddy war nicht regelmäßig dabei, dieses Mal aber mitgekommen, um sich mit seiner alten Freundin zu treffen. Während Paddy und ich uns mit dem Schieben von Daisys Rollstuhl abwechselten und umsichtig um die vollgestopften Verkaufstische herumnavigierten, schwelgte Daisy in Erinnerungen, die Paddy hin und wieder mit einem Nicken kommentierte.

Als Daisy gemeinsam mit anderen den Mieterbund ins Leben rief, ging es ihr anfänglich nur darum, einige kleinere Renovierungen am Gebäude durchzusetzen. Schon bald aber kam ein wahrer Strom an Mieterinnen und Mietern zu ihr, die sie um Hilfe bei ihren Rechnungen, Reparaturen oder Familienstreitigkeiten baten. Die Leute kamen, um sich zu erkundigen, ob sie ihre Sozialwohnung tapezieren durften, und blieben, um Daisy nach ihrer Meinung bezüglich des Tapetenmusters zu fragen. Andere sprachen kaum Englisch und brauchten Hilfe mit ihrem Miet- oder Arbeitsvertrag – saßen aber bald weinend in Daisys Wohnzimmer und erzählten ihr davon, wie schwierig es war, sich an einem fremden Ort ein neues Leben aufzubauen. Und je mehr sich Paddy mit den Angelegenheiten des Mieterbunds beschäftigte, desto mehr wurde auch er Teil dieser Wohnzimmertherapie. Der Mieterbund war für diejenigen, die kaum andere Unterstützung hatten, zu einer Art Ersatzfamilie geworden.

Mit gelegentlichen Ergänzungen vonseiten Paddys erzählte Daisy mir

von den Beziehungen, die sie zu ihren Nachbarn aufgebaut hatte, und von den Geschichten, die sie von ihnen hörte: von dem polnischen Handwerker, der den Mietern bei schnellen Reparaturen oder kleinen Veränderungen in ihrer Wohnung half, ohne dass die Hausverwaltung es mitbekam; von der Dame aus Pakistan, die ihre in London so heimisch gewordene Tochter nicht mehr verstand. Als Daisy nach London gezogen war, hatte sie sich selbst einsam und verängstigt gefühlt. Sie erkannte sich in den Geschichten ihrer Nachbarn wieder – verwirrt, verunsichert und doch entschlossen, zurechtzukommen. Dieses Gefühl kannte Paddy auch. Er war zu einer Zeit aus Irland nach London gekommen, als den Iren dort noch eine deutlich spürbare Feindseligkeit entgegengebracht wurde, als man sie noch mit Klischees wie faul, kriminell und unsauber abstempelte. Beiden hatte der Kontakt zu den Nachbarn erheblich dabei geholfen, sich in London allmählich zu Hause zu fühlen.

Schließlich jedoch hatten sich Daisy und Paddy aus dem Mieterbund zurückgezogen. Irgendwann war es ihnen einfach zu viel geworden. Schlimmer noch: Irgendetwas fehlte. Strengere Regeln hinsichtlich der Frage, wer Anrecht auf eine Sozialwohnung hatte und wer nicht, führten zu häufigeren Aus- und Umzügen. Die Nachbarn wechselten immer öfter. Die Neuankömmlinge stammten aus zunehmend vielfältigeren Herkunftsländern, was es schwieriger machte, Kontakt aufzunehmen und Gemeinsamkeiten zu finden. Den Bedarf an Hilfe, Mitgefühl und Zuwendung gab es noch immer – er war eher gestiegen als gesunken. Doch das Gefühl der Gemeinschaft, das dies einst hervorgebracht hatte, schien zu schwinden. Nun war die Arbeit im Mieterbund nicht mehr Ausdruck der nachbarschaftlichen Fürsorge, sondern eine kostenlose und anstrengende Dienstleistung.

Bis dahin hatte hauptsächlich Daisy gesprochen, nun begann Paddy, von seiner Arbeit als Gärtner zu erzählen. Er war für die Verwaltungsbehörde Greater London Authority tätig gewesen und hatte sich als Teil dieser Tätigkeit hin und wieder um die Bäume und Rabatten gekümmert, die einst die geschäftige Londoner Regent Street gesäumt hatten. Heute, so klagte er, waren die meisten der Pflanzen verschwunden. Und Paddy

wusste auch, warum: Gegen Ende seiner Zeit als Gärtner waren sie von immer mehr Leuten beschädigt worden, Paddy war mit der Pflege der Pflanzen kaum mehr nachgekommen. Wenig hilfreich war auch gewesen, dass viele der größeren Geschäfte in der Regent Street von reichen ausländischen Investoren oder riesigen multinationalen Konzernen übernommen worden waren, die sich nicht mehr an der Gestaltung des öffentlichen Raums um sie herum beteiligen wollten. Paddy fasste die Entwicklung so zusammen: Der öffentliche Raum in London war ebenso wie sein und Daisys Mieterbund durch »all diese Immigranten« im Niedergang begriffen. »Kein Respekt vor nichts und niemandem!«, grummelte Paddy vor sich hin. Ginge es so weiter, davon war er überzeugt, würde es nicht mehr lange dauern, und London hätte überhaupt keine öffentlichen Plätze mehr. Hier runzelte Daisy die Stirn und deutete auf mich – den dunkelhäutigen, in Kanada geborenen Anthropologen, dessen Familiengeschichte sich im Schatten des Britischen Weltreichs über drei Kontinente hinweg erstreckte. »Er ist doch auch ein Immigrant!«, protestierte sie.

»Ach, du weißt schon, was ich meine«, erwiderte Paddy halb verärgert, halb amüsiert. »Doch nicht Leute wie ihn!«

*

Selbst für diejenigen, die sich für Offenheit einsetzen, kann ein von Diversität geprägtes Leben echte und gewichtige Herausforderungen bereithalten. Die Bemühungen von Geflüchteten und Zuwanderern, sich ein neues Zuhause aufzubauen, könnten mit den Rechten oder Ansprüchen einheimischer Gruppen oder niedergelassener Minderheiten in Konflikt geraten. Unter den einzelnen Gemeinschaften mag Unstimmigkeit über den Rang religiöser Werte im Schulsystem herrschen, Familien mögen, was Liebe und familiäre Pflichten angeht, verschiedener Meinung sein, Nachbarn mögen über verschiedene Vorstellungen von Geschlechterrollen und Sexualität streiten oder über unterschiedliche Sprachen stolpern. All das bringt oft die knifflige Aufgabe mit sich, zwischen widerstreitenden Sichtweisen, Werten, Hoffnungen und Ängsten abwägen zu müssen, was

sich manchmal nicht einfach durch das Beharren auf Akzeptanz, Offenheit oder Gleichberechtigung lösen lässt.

Solche Herausforderungen sind mit übergreifenden Mustern verknüpft, die nahezu zulegen scheinen, dass Diversität eine Bedrohung für unsere Gesundheit, unser Gemeinwesen und sogar die Funktionsweisen der Demokratie darstellen könnte: Mancherorts scheint die Zunahme an ethnischer Diversität mit einem höheren Aufkommen an Stress und einem sinkenden Wohlbefinden verbunden zu sein, weil die Anwohner mit grundsätzlichen Veränderungen in ihrem alltäglichen Leben zu kämpfen haben.²² Umfassender betrachtet gibt es bereits mehrere Belege dafür, dass die zunehmende ethnische Diversität zu einem abnehmenden sozialen Vertrauen und einem verminderten Einbringen in die Gemeinschaft²³ sowie zur mangelnden Bereitschaft der Bürgerinnen und Bürger beiträgt, gemeinschaftlich zu handeln und in öffentliche Güter zu investieren.²⁴

Weniger Wohlbefinden sowie ein sinkendes Vertrauen in die Öffentlichkeit, eine geringere Beteiligung am Gemeindeleben und eine nachlassende Solidarität sind in ähnlicher Weise auch mit vielen anderen Formen von Diversität in Verbindung gebracht worden – von der Einkommensungleichheit bis zur Zersplitterung des Medienkonsums in zahllose Einzeldiskurse.²⁵ Die Demokratie braucht Staatsbürgerinnen und Staatsbürger, die darauf vertrauen, dass ihre Sichtweise und ihre Interessen vertreten werden. Minderheitengruppen in demokratischen Staaten aber haben eher ein *geringeres* Vertrauen in ihre Mitbürger²⁶, während sich mit zunehmender Diversität und auseinanderdriftenden Überzeugungen und Anschauungen sogar relativ große Mehrheitsgruppen immer häufiger als bedrängte Minderheiten sehen.²⁷

Glauben wir der Geschichte, die erzählt, Andersartigkeit führe immer zu Konflikt, dann müssen wir uns in einer zunehmend diverseren Welt auf eine Zukunft voller Bedrohungen einstellen. Immer mehr bestimmen Ängste dieser Art die demokratische Politik im gesamten politischen Spektrum. Über den Großteil der vergangenen beiden Jahrzehnte hinweg hat die britische Öffentlichkeit die Immigration als drängendstes politisches Problem ausgewiesen²⁸, diesbezügliche Befürchtungen scheinen

beim Brexit-Referendum 2016 eine entscheidende Rolle gespielt zu haben.²⁹ Und auch in anderen Demokratien, etwa in den Vereinigten Staaten, in Italien, in Deutschland und in Südafrika, gehört Migration zu den entscheidenden Themen.³⁰ Konservative lassen sich nostalgisch über den Verlust der nationalen Kultur und kollektiven Moral aus, selbst ernannte Gemäßigte sind angesichts der wachsenden »Gruppeninteressenpolitik« beunruhigt, und die eher links Orientierten beklagen das Nachlassen klassenbasierter Solidarität oder den kontinuierlichen Ausschluss von Minderheiten, die von dominanteren Gruppen beständig falsch dargestellt und verunglimpft werden. »Fake News«, »alternative Fakten« und politische Abspaltung machen Menschen aus vielen verschiedenen politischen Lagern Angst – nur dass sich niemand darauf einigen kann, wer denn von Anfang an die »wahren Fakten« hatte oder wie die Menschen wieder zusammenkommen sollten. All diese Ängste handeln auf ihre Weise mit einem Verständnis von Andersartigkeit, bei dem der Konflikt als beinahe unausweichliches Ergebnis des Zusammenlebens erachtet wird. Wenn wir das wirklich glauben, bleibt uns kaum etwas anderes übrig, als Mauern hochzuziehen und uns einzubunkern.

Allerdings gibt es eine Vielzahl von Anzeichen, dass dies vielleicht nicht die ganze Wahrheit ist. Es liegen beispielsweise Dutzende Studien zur Auswirkung von Diversität auf das Vertrauen vor. Die Ergebnisse variieren zwar von Studie zu Studie, doch entsteht insgesamt tatsächlich der Eindruck, dass sich Diversität negativ auf das Vertrauen auswirkt. Gleichzeitig hat sie aber nur einen sehr kleinen Anteil an diesem Vertrauensverlust –Diversität kann demnach nicht als Haupterklärung für das Gefühl des nachlassenden Gemeinschaftssinns oder das verminderte Vertrauen in die Demokratie angeführt werden.³¹ Im Gegenteil: Von Ort zu Ort finden sich sogar zahlreiche Ausnahmen von der Regel, dort ist die zunehmende Diversität mit einem zunehmenden Vertrauen und einem Aufschwung an bürgerschaftlichem Engagement verknüpft. Diese Ausnahmen suggerieren, dass Diversität und Konflikt nicht *zwangsläufig* miteinander verbunden sein müssen. Nimmt man besonders diverse Gemeinden näher unter die Lupe, werden auf einmal Möglichkeiten sicht-

bar, wie Diversität das Leben bereichern kann, indem sie zu neuen Formen der Verständigung und Verbindung führt. Es kann also durchaus sein, dass unter all den Annahmen noch eine andere Geschichte schlummert – eine, die uns auf den ersten Blick vielleicht weniger vertraut ist, die uns jedoch immer vertrauter werden kann, wenn wir nur innehalten und zuhören.

*

Hier kommt mein Wissensgebiet, die Anthropologie, ins Spiel. Das Wort stammt aus dem Griechischen und setzt sich aus *anthrōpos*, Menschheit, und *logia*, Studium, zusammen. In ihrem weitesten Sinn ist die Anthropologie genau das: die Beschäftigung damit, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Keine leicht zu beantwortende Frage, so viel steht fest. Wirft man einen Blick auf die ungeheure Vielfalt menschlicher Gemeinschaften, wird augenblicklich klar, dass all diese unterschiedlichen Menschen ihr Menschsein auf enorm unterschiedliche Weise definieren und erleben. Deshalb steht im Zentrum der Anthropologie die Verpflichtung, diese Unterschiede ernst zu nehmen. Die Anthropologie beginnt mit dem Innehalten – zunächst lassen wir beiseite, was wir zu wissen glauben, um Platz zu schaffen für das Zuhören, das aufmerksame Anhören dessen, was andere uns erzählen.

Die Anthropologie ist ein weites Feld, und im Laufe der Zeit haben sich bestimmte Spezialgebiete herausgeschält. Die evolutionäre Anthropologie betrachtet die Menschheit über unsere lange gemeinsame Entwicklungsgeschichte hinweg und greift dabei vielfach auf Psychologie und Physiologie zurück, um herauszufinden, was uns von anderen Lebewesen unterscheidet. Die linguistische Anthropologie untersucht, wie die Menschen kommunizieren und wie die Sprache das Leben formt. Sie ist eng mit der soziokulturellen Anthropologie verwandt, die sich die menschliche Gesellschaft zum Gegenstand gemacht hat und fragt, welche Bedeutungen, Praktiken und Gefühle unseren Alltag sowie unsere reiche kulturelle Vielfalt ausmachen.